

btb

Buch

In den zehn Erzählungen des Altmeisters Dieter Wellershoff zeigt das Stimmungsbarometer auf melancholisch bis schwer-mütig. Ein Grund dafür ist, dass die handelnden Personen noch nicht wirklich alt, aber ganz sicher nicht mehr jung sind. Die meisten haben es zu etwas gebracht, haben es quasi geschafft – und sie sind geschafft, ja »geradezu zerschlagen« nach langen Jahren in beruflichen und privaten Tretmühlen. Da versucht ein pensionierter Journalist, soeben dem Herztod von der Schippe gesprungen, auf Anraten des Arztes ins »ganz normale Leben« zurück zu kehren. Doch er will nicht »von Mahlzeit zu Mahlzeit« leben... Eine Studentin steht unschlüssig zwischen einem kauzigen Kommilitonen und ihrem coolen Kunsthändler-Geliebten. Sie zwingt sich, nach vorne zu blicken, »auch wenn dort nichts zu sehen war«. Und egal, welche Entscheidung die Figuren treffen (wenn sie denn eine treffen), sie werden das Gefühl nicht los, das Beste im Leben zu verpassen oder schon längst verpasst zu haben.

Autor

Dieter Wellershoff, 1925 in Neuss geboren, schrieb Romane, Erzählungen und Essays, Filmdrehbücher und Hörspiele. 1988 erhielt »dieser Meisterrealist vertrauter Umstände« (Die Zeit) den Heinrich-Böll-Preis, 2001 den Friedrich-Hölderlin-Preis, außerdem wurden ihm der Joseph-Breitbach-Preis und der Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik verliehen. Wellershoff lebt in Köln. Seine Werke sind in 15 Sprachen übersetzt. Sein Roman »Der Liebeswunsch« wurde in Starbesetzung verfilmt.

Dieter Wellershoff bei btb

Der Sieger nimmt alles. Roman (72851)

Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens (73015)

Der Liebeswunsch. Roman (72826)

Dieter Wellershoff

Das normale Leben

Erzählungen

btb



Mixed Sources
Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2007, btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2005 Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Mauritius/age fotostock

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73519-8

www.btb-verlag.de

Die Lösung des Problems des Lebens
merkt man am Verschwinden dieses Problems.

Ludwig Wittgenstein, Tractatus Logico-Philosophicus

Graffito

Für Keith Bullivant,
mit dem ich den Wal
springen sah

Eine Woche lang war er verschwunden, und sie hatte schon gehofft, ihn los zu sein. Doch als sie an diesem Morgen von der Straße hereinkam, sah sie ihn sofort. Er stand beim Schwarzen Brett gegenüber den Aufzügen und schien auf sie gewartet zu haben, denn er las nicht die angehefteten Bekanntmachungen, sondern blickte zum Eingang hinüber, durch den sie eben in die Halle trat. Ja, natürlich, er hatte dort gewartet, weil er wußte, daß gleich ihr Kurs begann.

Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke, über einen weiten Abstand hinweg, so daß sie nicht erkennen konnte, wie er sie ansah, während sie, ohne ihren raschen Schritt zu ändern, zu den Aufzügen ging. Er wird es nicht wagen, mir zu folgen, dachte sie. Er wird sich nicht nähern, nicht gegen meinen Willen.

Als sie im Aufzug stand und den Knopf für den sechsten Stock drückte, hatte er sich abgewandt und tat so, als lese er die Anschläge, die alle schon wochenlang dort hingen. Sie sah seinen schmalen Rücken, das immer etwas struppige braune Haar. Sie wußte, daß seine Augen grau waren und der Mund fein gezeichnet, wie der eines Mädchens. Sie hätte ihn gern noch länger betrachtet, aber die Türen führen zu.

Im zweiten Stock stiegen ihre Freundin Conny und zwei Typen aus der Fotoklasse ein, die im nächsten Stock schon wieder ausstiegen. »Wann ist dein Kurs zu Ende?« fragte Conny. »Um elf.« Nun, da hatte sie keine Zeit. Aber vielleicht traf man sich mittags in der Cafeteria. Und wenn nicht, dann doch auf alle Fälle heute abend bei der Vernissage von Ralf. Seine neuen Objekte seien phantastisch. Und natürlich ginge die ganze Clique hin.

»Ich bin mit Frank verabredet«, sagte sie, »ich weiß nicht, was er vorhat.«

Aber sie wußte es genau. Frank würde sie zum Essen ausführen, um mit ihr über die Reise nach New York zu reden, bei der sie ihn begleiten sollte. Danach würde er sie zu Hause absetzen und in den Villenvorort fahren, in dem er mit seiner Familie lebte. Vor zwei Jahren, als sie sich kennengelernt hatten, war er einige Male mit hochgekommen in ihre kleine Mansarde. Dazu war er jetzt nicht mehr bereit. »Ich bin kein Student mehr«, hatte er gesagt und ihr angeboten, etwas dazu beizutragen, daß sie in einen größeren Raum mit mehr Licht für ihre künstlerische Arbeit umziehen konnte, in dem man nicht dauernd seinen Kopf an der Dachschräge stieß. Anfangs hatte sie selbst gedacht, daß die Mansarde nur eine Übergangslösung sei. Aber sie hatte den Vorteil schätzen gelernt, daß sie von hier aus nur einen Fußweg von zehn Minuten bis zur Hochschule hatte, und war geblieben. Frank hatte gesagt, die Mansarde sei eine Selbstbestrafung von ihr. Das war einer seiner flotten Sprüche, mit denen er vorgab, alles zu durchschauen, auch sie und ihr Schneckenhaus, wie er es nannte. Was er wirklich von ihr wahrnahm, wußte sie nicht so genau. Sie hatte

sich bei ihrer ersten Begegnung auf einer Vernissage von seinem Blick taxiert gefühlt und in einem helllichtigen Moment geahnt, daß sie die Geliebte dieses Mannes werden würde. Seine Selbstsicherheit und seine Ausstrahlung von Energie hatten alles entschieden, noch bevor sie wußte, daß er ein bekannter Kunsthändler mit internationalen Geschäftsbeziehungen war. Kurz danach hatte sie auch erfahren, daß er achtzehn Jahre älter war als sie. Und das hatte erneut den ersten Eindruck bestätigt, den er auf sie gemacht hatte. Ganz im Gegensatz zu ihr war er ein Mensch, der seine Zeit nicht nutzlos und entschlußlos vertat, eine Eigenschaft, die sie trotz einer nicht ganz aufgelösten Befremdung an ihm bewunderte. Gleich beim ersten Essen, zu dem er sie eingeladen hatte, schlug er ihr vor, ihn für einige Tage nach London zu begleiten, wo er regelmäßig die Kunstauktionen besuchte. Der Vorschlag kam völlig überraschend für sie. Doch daß sie mit ihm, zeremoniell bedient von zwei Kellnern, in einem eleganten Restaurant zu Abend aß, war für sie schon so neu und überraschend, daß sie sich über nichts Weiteres mehr wundern konnte. In London hatte es keinerlei Probleme gegeben, auch kein gönnerhaftes Lächeln seiner Geschäftsfreunde, denen Frank sie als seine Assistentin vorgestellt hatte. Von seiner Frau war nicht die Rede gewesen. Vielleicht wußte dort niemand, daß er verheiratet war.

Auch sie hatte er es nur nebenbei wissen lassen, in einem ganz anderen Zusammenhang. Das war seine Art, ihr zu bedeuten, daß dieser Aspekt seines Lebens sie nicht stören müsse, aber auch nicht zur Diskussion stand. Schnell hatte sie gelernt, was er von ihr erwartete. Sie mußte seine abrufbereite Geliebte sein, begrenzt auf einzelne Gelegenheiten,

an seinem Leben teilzunehmen, die er ihr allerdings immer häufiger bot.

Er bot ihr allerhand, das war ihr durchaus klar. Nicht nur die schönen Reisen, die luxuriösen Hotels und die eleganten Kleider, die er ihr kaufte, damit er sich mit ihr zeigen konnte. Sie brauchte vor allem seine Energie, seine Initiative, um nicht dem alltäglichen Trott eines Studiums zu erliegen, das ihr nicht besonders lag, wie sie inzwischen wußte. Frank führte sie in ein anderes Milieu und in ein völlig anderes Leben ein. Sie lernte einflußreiche Leute kennen, Leute, die es geschafft hatten und durch ein weiträumiges Netz von Beziehungen miteinander verbunden waren. Vielleicht gab es da auch eine Zukunft für sie. Darüber hatten sie nie ausdrücklich gesprochen. Frank ließ es nur manchmal durchschimmern als eine noch unbestimmte, aber nicht auszuschließende Möglichkeit. Vielleicht wollte er sie damit festhalten. Das war denkbar, schon deshalb, weil sie es verstanden hätte. Den Wert, den sie für ihn hatte, konnte sie nicht einschätzen.

Sie ging den langen Gang nach rechts hinunter zum Raum 603, wo das Aktzeichnen stattfand, der Kurs, der allgemein »Die Nackten und die Toten« hieß. Frank hatte ihr gesagt, daß dies der Titel eines amerikanischen Romans sei. Er wußte solche Dinge, hatte tausend Namen und Fakten im Kopf, auch wenn er sich nicht dafür interessierte. Sie bewunderte das an ihm. Es gab ihm Autorität. Daß sie jeden Mittwoch zu den Nackten und den Toten ging, hatte er lustig gefunden, aber nach dem Zeichenkurs fragte er nie. Im Grunde fand sie das richtig so. Denn im Unterschied zu den meisten Studenten, die sich für kommende große Künstler hielten, war sie inzwischen davon über-

zeugt, nicht besonders begabt zu sein. In der Clique gaben die Selbstdarsteller den Ton an, während sie und Conny einfach nur mitliefen.

Die Nackten und die Toten. Überall in der Hochschule, vor allem im Treppenhaus und in den Aufzugskabinen, standen Sprüche an den Wänden. Manche waren witzig, manche vulgär, und alle zusammen kamen ihr wie die lauten Stimmen von Leuten vor, die gleichzeitig mit ungebremster Kraft redeten und einander nicht zuhörten.

Die Gänge waren jetzt leer, weil die Kurse begonnen hatten. Leise trat sie ein und suchte sich einen Platz. Das Modell, eine Frau Mitte Vierzig, selbst eine ehemalige Studentin, die erfolglos grellbunte Bilder malte, hatte schon die erste Position eingenommen, und die Studenten beugten sich über ihre Zeichenblöcke.

Sie hatte sich vorgenommen, es heute mit Kohle zu versuchen, aber sie fühlte sich nicht locker genug. Die Frau stand in einer einfachen, undramatischen Pose da, in der sie längere Zeit verharren konnte, mit Standbein und Spielbein und ein wenig in den Hüften gedreht. Die rechte Hand umfaßte den Nacken, während der andere Arm glatt herunterhing. Von ihrem Platz aus war das nicht gut zu erkennen, weil sich viele Linien überschnitten. Nur Hinterkopf, Schulter und Rücken bildeten einen starken Umriß, mit dem sie beginnen wollte. Der Körper der Frau war nicht schön, doch er strahlte Vitalität aus, ein gedrungener Körper, fast muskulös, mit dunklen, buschigen Scham- und Achselhaaren.

Nein, sie war nicht ruhig genug. Ihre Linie hatte keinen Schwung und war gegen Ende nach unten abgerutscht. Hier im Kurs nannte man das eine Tränenspur. Sie wischte

daran herum, riß dann das Blatt vom Block und zerknüllte es so heftig, daß ihre Nachbarn sich nach ihr umdrehten. Sie saß ungünstig und schaute sich nach einem anderen Platz um, von dem aus sie einen besseren Blick hatte. Und da, als wäre er immer schon da gewesen, sah sie ihn. Lautlos war er hereingekommen und hatte sich in einigem Abstand von ihr auf einen Hocker gesetzt. Er hielt einen Zeichenblock auf den Knien. Doch wie beim ersten Mal, als sie ihn hier gesehen hatte, zeichnete er nicht, sondern saß reglos da, mit verwehtem Gesicht, wie in einen Traum versunken.

Wie jung er aussah! Sicher war er vier, fünf Jahre jünger als sie. Vielleicht neunzehn, höchstens zwanzig Jahre alt. In Franks Augen war jemand wie er »frisch aus dem Ei gekrochen«, ohne Lebenserfahrung und Lebensart, eine Zumutung für erwachsene Menschen.

Conny und die meisten aus ihrer Clique würden es wahrscheinlich ähnlich sehen. Deshalb war sie auch erschrocken, als er versucht hatte, sich ihr zu nähern. Sie hatte die ironischen Blicke der Clique gefürchtet, als er sie gefragt hatte, ob sie etwas Zeit habe, zu einem Spaziergang oder einem Kaffee. Die Frage hatte sie so verblüfft, daß sie ihn angestarrt hatte, als ob sie sich verhöhnt hätte. Dann hatte sie erkannt, wie verkrampft er war, und sanft, mit einem freundlichen Lächeln, hatte sie gesagt, sie sei verabredet, es tue ihr leid. Sie hatte gehofft, er würde verstehen, daß dies eine grundsätzliche Absage war. Doch er war in einer Verfassung, die es ihm nicht erlaubte aufzugeben. So sagte er, neben ihr hergehend: »Wann kann ich dich dann sehen? Morgen? Oder am Wochenende?«

»Schlag es dir aus dem Kopf«, hatte sie gesagt.

Dann hatte sie seine Verzweiflung gesehen und hinzugefügt: »Du täuschst dich in mir.«

»Nein, bestimmt nicht«, hatte er hervorgestoßen. »Du kannst sein wie du willst.«

Ein seltsamer Ton war in seiner Stimme. Es klang wie Begeisterung, aber gepreßt, wie unter Zwang. Es war die bedingungslose Zustimmung von jemandem, der keine andere Wahl hatte.

Sie waren einige Schritte stumm nebeneinander hergegangen, als sie am Ende des Ganges Conny mit einer ihr unbekanntem Studentin auf sich zukommen sah, und um ihn loszuwerden oder jedenfalls zu zeigen, daß sie nichts mit ihm zu tun habe, blickte sie in eine andere Richtung, als sei er für sie nicht mehr da. Aber er blieb weiter dicht neben ihr und sagte, daß er ihr schreiben wolle, weil er sich dann besser ausdrücken könne. Sie möge ihm doch bitte ihre Adresse geben. Da war sie stehengeblieben und hatte ihm gesagt, er solle sie in Ruhe lassen.

»Wer war das?« hatte Conny gefragt.

Wütend, aber mit einem leisen Gefühl von Unrecht hatte sie geantwortet: »Ein Typ aus meinem Zeichenkurs, der Probleme mit sich selber hat.«

»Der ist mir auch schon aufgefallen«, hatte Conny gesagt.

Seitdem hatte er sie nicht mehr angesprochen, umkreiste sie aber wie ein stummer Trabant. Sie merkte es meistens schon an ihrer Unruhe, wenn er in ihrer Nähe war. Es wäre anders für sie gewesen, wenn sie ihn manchmal in Gesellschaft von mehreren Studenten gesehen hätte. Doch er war immer allein und schien an allen anderen vorbei auf sie gerichtet zu sein, wenn sie ihn irgendwo sah. Am liebsten

hätte sie ihn noch einmal angesprochen, um ihn zu fragen, warum er sich nicht mit einer der vielen anderen Studentinnen anfreunde, da er doch längst begriffen haben müsse, daß sie eine Beziehung zu einem anderen Mann habe und er für sie nicht in Frage komme. Sie glaubte, daß der Druck dann nachlasse, der von ihm ausging, diese ständige Spannung, die sie auch jetzt wieder spürte, weil er schräg hinter ihr saß und etwas auf seinen Block kritzelte. Vielleicht zeichnete er sogar sie. Natürlich durfte er hier sitzen wie alle anderen auch. So war es wohl besser, wenn sie ging.

Der Abend mit Frank verlief, wie sie es vorausgesehen hatte. Beim Essen sprach er über die geplante Reise nach New York und Philadelphia, bei der sie ihn begleiten sollte. Wie im vergangenen Jahr würden sie wieder zehn Tage in Florida anhängen, um zu surfen und zu segeln, zusammen mit seinem Freund Ron und dessen Frau Pat. Ron war ein Anwalt aus New York, der Franks Geschäfte in den Staaten juristisch betreute. Er besaß in Summer Haven südlich von St. Augustine ein komfortables, weiß gestrichenes Holzhaus am Meer, das sie an Gemälde von Hopper erinnerte. Es hatte sie beglückt zu sehen, daß es hier viele dieser typischen von Hopper gemalten Häuser gab. Auf einem brückenartigen Holzsteg überquerte man die Düne und war auf einem breiten, meist menschenleeren Strand. Auf dem festen, bei Flut überspülten Sand konnte man mühelos barfuß gehen oder joggen. Wie Frank und Ron es taten, oft auch in Gesellschaft von Pat. Sie selbst war zu träge und zu untrainiert, um sich wie Pat den beiden Männern anzuschließen, und badete lieber in dem Pool des landeinwärts gelegenen Gartens. Im vergangenen Jahr hatte sie nach

dem Bad oft im Baumschatten zwischen den blühenden Sträuchern im Liegestuhl gelegen und einen Kolibri beobachtet, der von Blüte zu Blüte flog und im Schwirrflyg seinen Schnabel tief in die Kelche tauchte. Wahrscheinlich war er in diesem Jahr wieder da. Natürlich würden sie sich auch wieder einen Wagen mieten und vielleicht einmal nach Miami fahren oder zum Golf von Mexiko.

»Wir werden sehen«, sagte Frank, »Ron wird sicher einige Vorschläge machen.«

Er winkte dem Kellner und verlangte die Rechnung.

»Was sagst du eigentlich deiner Frau?« fragte sie.

»Warum willst du das wissen?«

»Weil du nie etwas erzählst.«

»Es ist ja auch meine Sache«, sagte er.

Sie sah die Härte in seinem Gesicht und verstummte. Der Kellner kam mit der Rechnung. Frank zahlte mit seiner Kreditkarte, entnahm seiner Brieftasche einen Geldschein und schob ihn in die schwarze Ledertasche mit dem goldgeprägten Firmennamen, in der der Kellner die Rechnung gebracht hatte. Jedesmal wenn sie Frank dabei zusah, hatte sie das Gefühl, Zeugin eines Austausches geheimer Botschaften zu sein, der stets schweigend vollzogen wurde und von ihr verlangte, daß sie solange wegblickte. Aber jetzt war es noch anders. Franks Bewegungen waren schroffer, als beende er eine ärgerliche Angelegenheit, die er schnell vergessen wollte. Als sie im Wagen saßen und er sie nach Hause fuhr, kam keine Unterhaltung zwischen ihnen auf. Schließlich fragte sie: »Was hast du?«

»Nichts«, sagte er.

»Doch, du hast dich über mich geärgert.«

»Vergiß es«, sagte er.

Er hielt vor dem Haus, in dem sie wohnte. Jetzt war es an ihr, sich für den Abend zu bedanken und auszusteigen. Sie blieb sitzen, weil sie spürte, daß auch er nicht zufrieden war.

»Tut mir leid, wenn du dich über mich geärgert hast«, sagte sie.

»Ach was, das war nur im Moment«, sagte er.

»Ich wollte eigentlich gar nicht nach deiner Frau fragen. Das ist mir nur so rausgerutscht. Entschuldige.«

Sie schaute ihn an.

»Willst du nicht wieder mal zu mir raufkommen?« fragte sie.

»Ein anderes Mal«, sagte er. »Ich hab noch zu tun. Es kann sein, daß ich übermorgen nach Paris muß.« Er machte eine Pause. »Ich ruf dich wieder an.«

Das war das Zeichen, daß sie aussteigen mußte.

Als sie in ihre Mansarde zurückkam, sah sie die Unordnung, die sie hinterlassen hatte. Daran hatte sie gar nicht gedacht. Das Bett war nicht gemacht, und auf dem Boden lag Wäsche, die sie in den Waschsalon bringen wollte. Gut, daß er nicht mit raufgekommen ist, dachte sie. Das hätte ihm bestimmt nicht gefallen. Sie stopfte die Wäsche in eine Plastiktüte und zog die Wolldecke über das Bett. Was nun? Wie sollte sie den Rest des Abends verbringen? Sie rief Conny an, aber die war nicht da. Heute war Ralfs Vernissage, und wahrscheinlich waren alle anschließend noch in eine Kneipe gegangen. Das konnte spät werden. Ob Frank noch verärgert war? Es war eigenartig, wie empfindlich er darauf reagiert hatte, daß sie ihn nach seiner Frau gefragt hatte. Es war wie eine Übertretung gewesen, ein unerlaubter Einbruch in einen streng geschützten privaten Bereich.

Seine Frau schien große Bedeutung für ihn zu haben. Das hatte nichts mit Sex zu tun. Den holte er sich bei ihr. Vielleicht war die Frau reich.

Oder sie hatte irgendeine andere, geheimnisvolle Macht über ihn. Die Frau saß im Zentrum seines Lebens, und sie selbst war an die Peripherie verbannt als bei Bedarf abrufbare Begleiterin bei seinen geschäftlich begründeten Fluchtversuchen, von denen er befriedigt nach Hause zurückkehrte. Das war ein Lebensmuster, in dem sie die unsicherste Position hatte. Wenn Frank ihrer überdrüssig wurde – und das schien leichter passieren zu können, als sie bisher gedacht hatte –, war die Zukunft wieder dunkel. Auf dem Kunstmarkt war beruflich nichts für sie in Sicht. Und anderswo schon gar nichts, außer schlecht bezahlten Gelegenheitsjobs. Wie so viele hatte sie Flausen im Kopf gehabt, als sie sich für das Kunststudium entschied. Aber auch wenn sie begabter gewesen wäre, hätte ihr das nicht viel geholfen. Man war auf Zufälle und auf Protektion angewiesen. Das hatte sie durch ihre Bekanntschaft mit Frank in mehreren Fällen erfahren. Es war entmutigend, das zu sehen. Bald würde sie vielleicht selbst nackt im Zeichensaal stehen und sich von jüngeren Semestern malen lassen. Aber auch so ein Job war knapp.

Sie hatte das Bedürfnis, mit jemandem zu reden, um der Enge ihrer Mansarde zu entgehen. Conny meldete sich wieder nicht. Dann war die Clique vielleicht noch in eine Disco gegangen. Seit sie mit Frank liiert war, hatte sie das nicht mehr mitgemacht. Das rhythmische Zucken und Armeschleudern war ihr auf einmal absurd erschienen. Sie gehörte nicht mehr dazu. Der Junge fiel ihr wieder ein, ihr zäher Verfolger, sein erregtes Gesicht, als er neben ihr her-

gegangen war. Ihn konnte sie sich nirgendwo vorstellen, in keiner Clique, keinem Zusammenhang. Vielleicht hätte sie ihm erlauben sollen, ihr zu schreiben. Vielleicht wäre es interessant gewesen. Aber sie war gut beraten gewesen, ihm nicht ihre Adresse zu geben. Solche jugendlichen Schwärmer konnten furchtbar lästig werden, ein peinliches Anhängsel in den Augen der anderen, wie sie es schon an Connys Reaktion gemerkt hatte. Nein, sie hatte andere Sorgen. Sie mußte nach vorne blicken, auch wenn dort nichts zu sehen war.

Der Abend dehnte sich. Sie hatte versucht, einen vor zwei Tagen angefangenen Roman weiterzulesen, war aber nicht mehr hineingekommen. Dann hatte sie eine Mappe mit Zeichnungen aus den drei letzten Semestern durchgeblättert, aber nichts Ermutigendes darin entdeckt, allenfalls Durchschnittliches mit einigen Spuren angelernter Routine. Viel weiter, das sah sie, würde sie es nicht bringen. Das alte Gefühl von Unzulänglichkeit und vager, nicht näher zu bestimmender Schuld, das durch ihre Beziehung zu Frank seit einiger Zeit überwunden schien, war wieder in ihr geweckt worden, und sie hatte die halbe Nacht nicht schlafen können. Erst gegen Morgen war sie eingeschlafen und hatte wirr geträumt, zuletzt von einer Gestalt wie ein Harlekin, der einen unendlich langen Teppichläufer vor ihr ausrollte und sie mit einer weiten Armbewegung aufforderte, darüber bis zum Horizont zu laufen. Doch der Teppich war unter ihren Füßen zu Sand zerfallen, und als sie hochblickte, war auch der Himmel aus Sand. Sie war erwacht mit dem Gefühl, im Schlaf geschluchzt zu haben. Sie war ausgekühlt, weil ihr die Decke heruntergerutscht war,

stand auf, um den Bademantel über das Nachthemd zu ziehen, und wickelte sich zusätzlich fest in die Decke ein. Einmal läutete das Telefon. Aber sie fühlte sich nicht imstande, mit jemandem zu reden.

Gegen Mittag beschloß sie, doch zur Hochschule zu gehen und in der Cafeteria etwas zu essen. Im Gehen löste sich ihre Verstimmung. Wahrscheinlich hatte Frank am Vormittag angerufen. Er war zwar launisch und reizbar, gab aber nicht gerne seine Pläne auf. Die geplanten gemeinsamen Ferien mit Ron und Pat in Florida wollte er wohl nicht in Frage stellen. Nein, es war sicher nichts Entscheidendes geschehen. Wenn sie wieder zusammenkamen, würde alles wie gewohnt sein. Wahrscheinlich würde sie gleich Leute treffen, die gestern bei der Vernissage waren und ihr erzählten, wie es gelaufen war und was sie anschließend gemacht hatten. Es war nicht schwierig, akzeptiert zu werden. Man mußte nur Interesse zeigen und ein paar Meinungen teilen oder jedenfalls so tun. Es war nicht viel anspruchsvoller, als hallo zu sagen, wenn man sich über den Weg lief. Eigentlich traf man immer einige aus der Clique, wenn man ins Hauptgebäude kam. Sie war schon darauf eingestellt.

Das war der Augenblick, in dem sie die Schrift sah. Auf der hellgrau getünchten Fassade, dicht neben dem Portal, hatte jemand in Augenhöhe mit roter Farbe eine zweizeilige Botschaft geschrieben:

Meer der Gedanken an Dich!

Mehr in Gedanken als Dich!

Darunter stand, etwas kleiner, eine Widmung. Und im Augenblick, da sie begriff, was sie las, begann ihr Herz heftig

zu schlagen. »Für A. K.« So stand es dort und behauptete sich, wie lange sie auch hinsah. Es waren die Initialen ihrer beiden Vornamen: »Anna Kristina«. Nur er konnte das geschrieben haben, vermutlich in der vergangenen Nacht. Er mußte es spät in der Nacht gemacht haben, um nicht erwischt zu werden. Es war die denkbar auffälligste Stelle für diese Botschaft. Jeder, der ins Haus kam, konnte sie lesen. Aber daran hatte er wohl nicht gedacht. Er hatte nur sie vor Augen gehabt. Sie, die sich geweigert hatte, ihn anzuhören oder ihm ihre Adresse zu geben, damit er ihr schreiben konnte. Er hatte einen anderen Weg gefunden, um ihr zu sagen, was er für sie empfand.

»Meer der Gedanken an Dich! Mehr in Gedanken als Dich!«

Das klang, als zöge er sich zurück und träte wieder in den Schatten, aus dem er kurz hervorgetreten war. Wieder sah sie sein erregtes Gesicht, wie er neben ihr herging und auf sie einredete, mit dem verzweifelten Mut eines gehemmten Jungen. Er hatte sie angefleht, ihn anzuhören, und schien nicht begreifen zu können, daß sie nichts von ihm wissen wollte. Sie hatte nur Wut empfunden über die Plumpheit, mit der er sich ihr aufdrängte und sie dadurch dem Spott ihrer Bekannten aussetzte. Das hatte er wohl so nicht verstanden. Aber ihre wütende Reaktion war deutlich gewesen. Denn diese verstümmelte zweite Zeile klang nach Rückzug. »Mehr in Gedanken als Dich.« Das hieß, daß ihm nur das Träumen übrigblieb. In ihrer Vorstellung gab ihm das eine gewisse Poesie.

Sie hörte Leute hinter sich vorbeigehen und wandte sich ab. Sie wollte hier nicht gesehen werden. Sie konnte nur hoffen, daß niemand aus der Clique erriet, daß die Inschrift

ihr gewidmet war. Dann nämlich würde sie zu einem Zitat werden, einem Running Gag auf ihre Kosten.

Langsam, auf einem Umweg, ging sie nach Hause. Unterwegs kehrte sie in einem italienischen Gartenrestaurant ein und bestellte eine Portion Spaghetti Pesto, die sie mit plötzlichem Heißhunger verschlang. Danach fühlte sie sich ruhiger. Ich muß über alles nachdenken, dachte sie. Sie saß im farbigen Schatten eines Sonnenschirms und blickte auf die Straße, wo ständig Leute vorbeiging. Das Restaurant war nicht weit von der Hochschule entfernt. Aber sie war hier noch nie gewesen, auch mit Conny nicht. Sie fand es entspannend, hier zu sitzen, und bestellte noch eine Tasse Kaffee. Diese kleine Mittagspause hatte etwas von einem geschenkten Urlaubstag. Man war außerhalb von allem, mit sich allein. Wenn er jetzt zufällig vorbeikäme, wollte sie ihm winken und ihn einladen, sich zu ihr zu setzen. Der Gedanke machte ihr Herzklopfen. Warum sollte sie das tun? Oder warum eigentlich nicht? Vermutlich hätten sie sich überhaupt nichts zu sagen. Er war ein scheuer, introvertierter Mensch, der lange Zeit nicht gewagt hatte, sie anzusprechen. Schließlich hatte er es so plump und aufdringlich getan, daß sie ihn zurückgestoßen hatte.

Jetzt saß sie hier und schaute auf die Straße. Er war natürlich nicht unter den Passanten, so sehr sie es im Augenblick auch wünschte. Wünsche konnte man sich erlauben, wenn man sie für sich behielt. Doch es hatte keinen Sinn, hier sitzen zu bleiben. Sie wollte vor sich selbst nicht lächerlich sein.

Als sie die Treppe zu ihrer Mansarde hochstieg, hörte sie oben das Telefon läuten, und der Schrecken durchfuhr sie, er könnte es sein. Vielleicht hatte er sie beobachtet, als sie seine Botschaft gelesen hatte, und nun hatte er Mut gefaßt und versuchte wieder, sich ihr zu nähern. Was konnte sie sagen, wenn er es war? Sie würde sagen: »Ich hab's gelesen«, und das Weitere ihm überlassen. Auf jeden Fall wollte sie ihn anhören.

Aber es war Frank, der morgen für drei Tage nach Paris fuhr und sie fragte, ob sie mitkommen wolle. Die Gewohnheit flog sie an, »Ja« zu sagen. Aber sie schützte eine eilige Arbeit vor. Er zeigte dafür wenig Verständnis, fand sich aber damit ab.

Sie fühlte sich befreit, als das Gespräch zu Ende war. Und als warte der andere in der Nähe darauf, gerufen zu werden, dachte sie: »Sag mir, wo du bist. Ich will dich sprechen. Sag mir, was das ist: Das Meer der Gedanken.«

Sie konnte ihn sich kaum vorstellen, als wäre er hinter seinen Worten verschwunden. Statt dessen dachte sie an das Meer, das sie nachts gehört hatte, vor einem Jahr, in dem Ferienhaus in Florida. Es war ein fernes Rauschen gewesen, gleichmäßig und nichtssagend, das sie erregt hatte. Am Tag darauf, als Frank mit Ron und Pat zum Segeln fuhr, hatte sie vorgegeben, sich nicht wohl zu fühlen, und war zu Hause auf der seewärts gelegenen Terrasse geblieben. Der Wind hatte sich gedreht und kam vom Südwesten mit einem Strom warmer Luft, in dem die Wolken sich auflösten. Hinter der Brandungszone, wo die Wellenkämme weiß aufschäumten, kreisten fischende Pelikane, die sich immer wieder fast senkrecht ins Wasser stürzten. Dort mußte also ein Fischschwarm stehen. Sie sah zu, wie die